

dtv

Im Jahre 1877 findet der schwedische Forschungsreisende Hans Bengler am Rande der Kalahariwüste einen verwaisten Eingeborenenjungen und beschließt, für ihn zu sorgen. Dazu muß er ihn nach Europa mitnehmen. Doch obwohl Daniel (der eigentlich Molo heißt) die schwedische Sprache rasch versteht, wird er sich in diesem kalten Land nie heimisch fühlen. Er muß Schuhe tragen, an Türen klopfen und sich pausenlos anstarren lassen: die meisten Schweden haben nie zuvor einen Schwarzen gesehen. Als sein Ziehvater mit dem Gesetz in Konflikt gerät, kommt Daniel zu einem kinderlosen Bauernpaar, wo man ihn zum Christentum bekehren will. Angeregt durch die biblische Geschichte, beschließt er zu lernen, wie Jesus auf dem Wasser zu gehen, um über das Meer nach Afrika zurückzukehren. – »Es ist ein Buch, das einen mit abgrundtiefer Traurigkeit erfüllt und zugleich eines, das man nicht aus der Hand legen kann.« (Susanne Mayer in der ›Zeit‹)

Henning Mankell, geboren 1948 in Härjedalen, ist einer der angesehensten und meistgelesenen schwedischen Schriftsteller. Er lebt als Theaterregisseur und Autor abwechselnd in Schweden und in Maputo/Mosambik. Mit Kurt Wallander schuf er einen der weltweit beliebtesten Kommissare.

Henning Mankell

Die rote Antilope

Roman

Aus dem Schwedischen
von Verena Reichel

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



5. Auflage 2011
2003 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags
© 2000 Henning Mankell
Titel der schwedischen Originalausgabe:
›Vindens son‹ (Norstedts, Stockholm 2000)
© 2001 der deutschsprachigen Ausgabe:
Paul Zsolnay Verlag, Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Das Fotoarchiv/John Launois
Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13075-2

Zur Erinnerung an Jan Bergman

PROLOG

Schonen 1878

Die Krähen zankten sich. Sie tauchten hinab in den Lehm, rissen sich wieder empor, und ihr Gezeter tönte schneidend durch den Wind. Es hatte lange geregnet, in diesem Augustmonat 1878. Die Unruhe der Krähen kündigte den Herbst an und einen langen, strengen Winter. Aber einer von den Kättern, die zum Schloß Kågeholm gleich nordwestlich von Tomelilla gehörten, wunderte sich über die Krähen. An ihrer Unruhe war etwas, das er nicht kannte. Und Krähen Schwärme hatte er schon sein ganzes Leben lang gesehen. Spät am Nachmittag ging er an einem Graben entlang, der mit Wasser gefüllt war. Fast bis zuletzt blieben die Krähen sitzen. Aber als er zu nahe kam, verstummten sie und flatterten weg. Und er, der gekommen war, um zu sehen, was die Unrast der Vögel verursachte, entdeckte sofort, was es war. Da lag ein totes Mädchen, zur Hälfte unter einem Reishaufen begraben.

Im selben Moment begriff er, daß das Mädchen ermordet worden war. Jemand hatte auf ihren Körper eingestochen und ihr die Kehle durchgeschnitten. Aber als er sich nah zu ihrem Gesicht beugte, bemerkte er etwas Eigentümliches. Etwas, das ihn mehr erschreckte als die durchgeschnittene Kehle. Derjenige, der sie getötet hatte, hatte sie mit Lehm erstickt, ihn ihr in Rachen und Nasenlöcher gestopft. So fest hatte er gepreßt, daß das Nasenbein gebrochen war. Das Mädchen mußte einen qualvollen Tod erlitten haben.

Er lief denselben Weg zurück, den er gekommen war. Da es sich offensichtlich um Mord handelte, forderte der Polizist Landkvist in Tomelilla Hilfe von der Kriminalpolizei in Malmö an.

Das tote Mädchen hieß Sanna Sörensdotter und galt bei allen, einschließlich des Dorfpfarrers David Hallén, als zurückgeblieben. Als man sie fand, hatte man sie in ihrem Elternhaus in Kverrestad bereits seit drei Tagen vermißt.

Dem Arzt zufolge, der den Körper untersuchte, Doktor Madsen aus Simrishamn, war sie aller Wahrscheinlichkeit nach keinem sexuellen Übergriff ausgesetzt gewesen. Da sich der Körper bereits in Verwesung befand und die Krähen ihn stark entstellt hatten, mußte er sich jedoch vorbehalten, daß die Wahrheit auch eine andere sein könnte.

Es gingen viele Gerüchte über den möglichen Mörder um. Ein besonders hartnäckiges lautete, in der Gegend sei ein polnischer Seemann gesehen worden, kurz bevor Sanna Sörensdotter aus ihrem Elternhaus verschwunden war. Obwohl die Fahndung landesweit ausgeschrieben war, und außerdem sogar in Dänemark, wurde der Mann nie gefunden.

Der Mörder befand sich auf freiem Fuß.

Er allein wußte, was er getan hatte.

Und weshalb.

TEIL I



Die Wüste

Er war schon sehr lange in der glühenden Hitze unterwegs. Während der letzten vierundzwanzig Stunden hatte ihn mehrmals heftiger Schwindel befallen, und er hatte geglaubt, er müsse sterben. Das hatte ihn mit Furcht erfüllt, oder vielleicht war es eher Raserei, und er hatte sich wütend weiter vorangekämpft. Die Wüste war endlos. Er wollte nicht sterben, noch nicht, und er hatte Amos, den fetten Neka und die anderen schwarzen Männer angetrieben, die er in Kapstadt gedungen hatte und die seine drei Ochsen mit dem Wagen führten, auf dem sein ganzes Leben verpackt und mit Stricken befestigt war. Irgendwo vor ihnen, tief drinnen in der gleißenden Hitze, lag eine Handelsstation, und hätte er diese erst erreicht, würde alles gut werden. Er würde nicht sterben. Er würde weiter nach seinen Insekten suchen, nach dieser verdammten Fliege forschen, die keiner vor ihm entdeckt hatte und der er seinen Namen würde geben können, *Musca bengleriensis*. Er konnte jetzt nicht aufgeben. Er hatte sein ganzes Leben in diese Jagd auf eine unbekannte Fliege investiert. Und so war er weitergelaufen, und der Sand und die Sonne hatten sich wie Messer in sein Bewußtsein gebohrt.

Vor zwei Jahren hatte er in seinem Studentenzimmer in der Prästgatan in Lund gesessen und draußen die Hufe der Pferde übers Pflaster klappern hören, während er eine unvollständige deutsche Karte der Kalahariwüste studierte. Sein Finger war an der Küste von Deutsch-Südwestafrika entlanggefahren, hatte sich in nördlicher Richtung bewegt, bis zur Grenze von Angola, dann nach Süden zum Land der

Buren, und schließlich ins Innere, ins Zentrum von Südafrika, das keinen Namen hatte. Damals, 1874, war er 27 Jahre alt, und er hatte bereits jeden Gedanken daran aufgegeben, sein Studium zu Ende zu bringen und ein Universitätsexamen abzulegen. Als er von der Kathedralschule in Växjö nach Lund gekommen war, hatte er erst vorgehabt, Arzt zu werden, aber bereits beim ersten Besuch in der Anatomie war er ohnmächtig geworden und umgefallen wie ein schwerer Baum. Der Seminarleiter, Professor Enander, hatte, bevor die Türen des Anatomischen Theaters geöffnet wurden, ausführlich berichtet, sie würden jetzt eine Herumtreiberin obduzieren, eine unverheiratete Frau, die in einem Kopenhagener Bordell im Suff zu Tode gekommen sei und die man in einem Sarg wieder nach Schweden transportiert habe. Eine Mamsell Andersson aus Kivik, die der Sünde verfallen sei und schon mit fünfzehn ein uneheliches Kind geboren habe. Sie habe ihr Glück in Kopenhagen gesucht, wo sie nichts anderes erwartet habe als Unglück. Er erinnerte sich an die fast lüsterne Verachtung, die Professor Enanders Einführung prägte.

– Wir werden einen Leichnam aufschneiden, der schon zu Lebzeiten ein Kadaver war. Einen Hurenkadaver aus Österlen.

Danach waren sie geschlossen in das Anatomische Theater eingezogen, sieben Kandidaten der Medizin, lauter Männer, einer so bleich wie der andere, und anschließend hatte Professor Enander angefangen, den Bauch aufzuschneiden. Da war er in Ohnmacht gefallen. Er hatte sich den Kopf an einer der harten Stahlkanten des Obduktionstisches aufgeschlagen, davon war ihm ein Mal geblieben, eine Narbe gleich über dem rechten Auge.

Daraufhin hatte er alle Gedanken an eine medizinische Karriere aufgegeben und erwogen, zum Militär zu gehen, hatte aber nur ein sinnloses Ritual von marschierenden und schreienden jungen Männern vor sich gesehen. Er hatte mit

der Philosophie geliebäugelt und mitunter überlegt, ob er Pfarrer werden sollte, wenn er mit den Kommilitonen zusammensaß und trank, aber es gab keinen Gott, und schließlich war er bei den Insekten gelandet.

Er konnte sich noch genau an diesen frühen Sommermorgen erinnern. Er war mit einem Ruck aufgewacht, als hätte ihn etwas gestochen, und als er das Fenster öffnete, hatte der Gestank von der Straße ihm Übelkeit verursacht. Als wäre er einer plötzlichen Gefahr ausgesetzt, hatte er sich hastig angezogen, seinen Spazierstock genommen und war stadtauswärts gewandert, in Richtung Staffanstorp. Unterwegs war er müde geworden, war von der Straße abgewichen und hatte sich in den Schatten eines Baums gelegt, um sich auszuruhen und vielleicht ein wenig zu onanieren. Und als er da lag, ließ sich ein bunter Schmetterling auf seiner Hand nieder. Es war ein Zitronenfalter, aber er war noch etwas anderes gewesen als das. Das Farbenspiel auf den Flügeln, die sich langsam öffneten und schlossen, hatte sich immerzu verändert. Die Sonnenstrahlen, die durchs Laubwerk fielen, verwandelten das Gelb in Rot, in Blau, dann wieder in Gelb. Der Schmetterling hatte lange auf seiner Hand gesessen, als hätte er eine wichtige Botschaft für ihn, und dann, als er plötzlich aufgefliegen und verschwunden war, hatte er es gewußt.

Insekten.

Die Welt war voller Insekten. Die keinen Namen hatten, nicht katalogisiert waren. Insekten, die auf ihn warteten. Die darauf warteten, sortiert, beschrieben und klassifiziert zu werden. Er war nach Lund zurückgekehrt, hatte sich in der Botanik um die Zulassung beworben, und obwohl er schon ein älteres Semester war, hatte der Professor ihn freundlicherweise angenommen. Im Sommer hatte er sein Elternhaus in Småland besucht, wo der Vater als Rentner

auf dem Familienhof außerhalb von Hovmantorp lebte. Seine Mutter war gestorben, als er fünfzehn war, seine beiden Schwestern waren älter, und da beide verheiratet waren und im Ausland wohnten, in Berlin beziehungsweise Verona, war der Vater allein mit der alten Haushälterin zurückgeblieben.

Das Haus verfiel im gleichen Takt, wie sein Vater langsam dahinsiechte. In seiner Jugend hatte er sich in Paris die Syphilis zugezogen, und nun saß er jeden Sommer eingesperrt in einer Laube, allein auf einem Stuhl. Die Laube war so zurechtgestutzt, daß man durch ein Loch dicht über dem Boden hineinkriechen mußte. Im Herbst schloß sich der Vater in seinem Schlafzimmer ein und blieb das ganze Winterhalbjahr über im Bett, regungslos, an die Decke starrend, mit mahelnden Kiefern, bis die Frühlingswärme zurückkehrte. Der Großvater war mit seinen Finanzspekulationen während der Napoleonischen Kriege erfolgreich gewesen, noch immer war ein gewisses Kapital vorhanden, auch wenn es allmählich zusammengeschmolzen war. Der Hof war bis unters Dach mit Hypotheken belastet, und jedesmal, wenn er sein Elternhaus besuchte, wurde ihm aufs neue klar, daß er kein nennenswertes Erbe zu erwarten hatte. Nichts als diese monatlichen Zahlungen, die ihm das Überleben in Lund ermöglichten.

Sein Vater war nur ein Schatten. Er war nie etwas anderes gewesen. Trotzdem machte Bengler in diesem Sommer einen Besuch in Hovmantorp, um sich seinen Segen zu holen. Dahinter stand die vage Hoffnung, der Vater würde ihm für die Expedition, die er plante, eine gewisse finanzielle Unterstützung gewähren.

Außerdem, und das war das Wichtigste, sah er ein, daß es Zeit wäre, sich zu verabschieden. Sein Vater würde bald fort sein.

Von Växjö aus nahm ihn ein Handlungsreisender mit, der nach Lessebo wollte. Der Wagen war unbequem, die Straße war schlecht und der Pelz des Handlungsreisenden roch stark nach Schimmel. Denn einen Pelz trug er, obwohl es Anfang Juni war, zwar noch nicht Hochsommer, aber schon ziemlich warm.

– Hovmantorp, sagte er nach einer Stunde. Das klingt schön. Aber es ist nichts dahinter.

Dann machten sie sich miteinander bekannt. Dazu war es am Vorabend nicht gekommen, als er ihn bei seinem Rundgang durch die Herbergen der kleinen Stadt angesprochen hatte, auf der Suche nach einer Mitfahrgelegenheit.

– Hans Bengler.

Der Handlungsreisende überlegte einige Kilometer lang, ehe er antwortete.

– Das klingt nicht schwedisch, sagte er. Aber was ist schon schwedisch, außer endlosen Straßen durch ebenso endlose Wälder. Mein Name ist auch nicht schwedisch. Ich heiße Puttmansson, Natanael Puttmansson, und gehöre zum ausgewählten und dennoch vertriebenen Volk. Ich verkaufe Bürsten und Hausmittel gegen Kinderlosigkeit und Gicht.

– Ein Teil ist wallonisch, erwiderte Hans Bengler. Ein anderer ist französisch. Einen Hugenotten gibt es auch in der Verwandtschaft, außerdem einen Finnen. Und einen französischen Rittmeister, der unter Napoleon diente und bei Austerlitz eine Kugel in die Stirn bekam. Aber der Name ist echt.

Sie rumpelten noch ein paar Kilometer dahin. Ein See glitzerte zwischen den Bäumen. Er ist nicht besonders gesprächig, dachte Bengler. Große Wälder lassen die Leute entweder verstummen oder bringen sie dazu, endlos zu plappern. Ich bin dankbar, daß dieser Handlungsreisende, der nach Schimmel riecht, ein Mensch ist, der den Mund hält.

Dann starb das Pferd.

Es hielt mitten im Schritt inne, versuchte sich aufzubauen, als sei ihm plötzlich ein unsichtbarer Feind begegnet, und sank gleich darauf in sich zusammen. Der Handlungsreisende schien nicht erstaunt.

– Hereingelegt, sagte er nur. Jemand verkauft mir unter falschen Vorspiegelungen ein Pferd. Und das einzige, was ich niemals zu beurteilen gelernt habe, sind nun mal Pferde.

Sie trennten sich ohne große Umstände. Hans Bengler nahm seinen Rucksack und legte die letzte Meile nach Hovmantorp zu Fuß zurück. Da er nun ein Mensch war, der sich den Insekten widmete, blieb er mitunter stehen, studierte verschiedene Flügeltiere und bereitete sich auf die Begegnung mit dem Vater vor. Kurz bevor er Hovmantorp erreichte, fing es an zu regnen. Er suchte Unterschlupf in einer Scheune, onanierte eine Weile und dachte dabei an Matilda, die seine Hure war und in einem Bordell gleich nördlich vom Dom arbeitete. Es dauerte einige Stunden, bis die Regenwolken abzogen. Er saß da und betrachtete den dunklen Himmel, während er sein Glied trocknen ließ, dachte, die Wolken sähen aus wie eine Karawane, und überlegte, wie es sein würde, in einer Wüste zu leben, wo fast nie Regen fiel.

Weshalb hatte er sich eigentlich für die Wüste entschieden?

Das wußte er nicht. Als er angefangen hatte, die Karten zu studieren, hatte er zunächst an Südamerika gedacht. Aber die Bergketten schreckten ihn ab, weil ihm unwohl war, wenn er sich in großer Höhe aufhalten mußte. Den Turm des Doms zu besteigen, um bis hinaus zu den Feldern schauen zu können, hatte er nie gewagt. Allein bei dem Gedanken war ihm schwindlig geworden. In Frage kamen eigentlich nur die großen Ebenen im Reich der Mongolen, die arabischen Wüsten und die weißen Flecken im südwestlichen Afrika. Daß er sich schließlich für die Kalahari

entschieden hatte, hing sicher mit der deutschen Sprache zusammen. Er sprach Deutsch, weil er ein paar Jahre zuvor mit einem Kommilitonen eine Fußwanderung gemacht hatte. Sie waren bis hinunter nach Tirol gekommen. Dann hatte sein Reisegefährte plötzlich Fieber bekommen und war bald unter schweren Brechanfällen verstorben, und er selber war schleunigst nach Hause zurückgekehrt. Aber Deutsch hatte er gelernt.

Wie er da in der Scheune saß, sein Glied in der Hand, hatte er gedacht, er sei im Grunde ein Schüler, ausgesandt vom toten Meister Linné. Aber dann kam ihm der Gedanke, daß er eigentlich gar nicht dafür geeignet war. Er konnte Schmerzen schlecht ertragen, war nicht besonders kräftig, und oft fürchtete er sich vor lauten Geräuschen. Eine einzige Sache konnte ihm zum Vorteil gereichen, und das war sein Eigensinn. Eng mit dem Eigensinn verbunden war die Eitelkeit. Irgendwo würde er einen Schmetterling finden, oder vielleicht eine Fliege, die in den Katalogen der Botanik nicht vorkam, und er würde ihr seinen Namen geben.

Dann ging er nach Hause. Der Vater saß völlig durchnäßt in der Laube, als er durch die Hecke kroch. Die Kiefer mahlten, der Vater war jetzt verwittert, kahl, die Haut hing in losen Falten, und er erkannte seinen Sohn nicht. Es war ein lebender Leichnam, der da in der Laube saß, die Kiefer mahlten wie Mühlsteine ohne Korn, es knirschte in seinem Skelett, das Herz pumpte wie ein Blasebalg, und Bengler erschien seine Wallfahrt zum Haus der Kindheit nun wie das Eintreten in einen Alptraum. Trotzdem blieb er eine Weile sitzen und redete mit seinem geisteskranken Vater. Dann ging er hinauf ins Haus, wo die Haushälterin sich freute, ihn zu sehen, das war aber auch alles, und sie machte ihm das Bett in seinem alten Zimmer und bereitete einen Imbiß für ihn zu. Während sie geräuschvoll in der Küche han-

tierte, ging er durchs Haus und steckte alles Silber ein, was da herumlag. Er holte sich sein Erbe im voraus und begriff, daß er als ein sehr armer Insektenforscher in die afrikanische Wüste reisen würde.

Nachts lag er wach. Die Haushälterin holte den Vater gewöhnlich bei Sonnenuntergang herein und bettete ihn auf ein Sofa im Erdgeschoß. Irgendwann im Laufe der Nacht war er hinuntergegangen und hatte seinen Vater betrachtet. Selbst im Schlaf mahln seine Kiefer weiter. Irgend etwas hatte Bengler plötzlich angerührt, eine Trauer, die ihn überraschte, und er war hingegangen und hatte dem Vater über den kahlen Kopf gestrichen. In diesem Moment, mit dieser Berührung, hatte sich der Abschied vollzogen. Es war, als würde er bereits am Grab stehen und zusehen, wie man einen Sarg in die Erde senkte.

Anschließend hatte er wach gelegen und auf die Morgendämmerung gewartet. Es hatte keinen Inhalt in diesem Warten gegeben, keine Unruhe, keine Träume, als wäre sein Inneres eine glatte, kalte Felswand.

Er war aufgebrochen, ehe die Haushälterin aufgewacht war.

Drei Tage später war er wieder in Lund. Schon in der ersten Woche war er über den Sund gefahren und hatte das Silber in Kopenhagen verkauft. Genau wie befürchtet, hatte er nicht viel Geld für das bekommen, was er anzubieten hatte. Das einzige, was Geld gebracht hatte, war eine Schnupftabakdose aus dem Besitz eines Verwandten, dem man bei Austerlitz das Gehirn weggeschossen hatte.

Im folgenden Jahr hatte er alles gelernt, was er jetzt über Insekten wußte. Der Professor war freundlich gewesen, und als dieser gefragt hatte, wieso ein älteres Semester sich plötzlich vom kleinsten Getier faszinieren ließ, hatte er nur ge-